

Nr. 25. Bydgoszcz/ Bromberg, 1. Februar 1938



(12. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Von ihr gebeten, berichtet Helbing von der Entwicklung, die die Geschäfte der deutschen Handelsgesellschaft Helbing-Helst nehmen. Er ist zufrieden. Sehr zufrieden. Alles läßt sich ganz ausgezeichnet an. In dieser Hinsicht scheinen sich seine schönsten Hoffnungen zu erfüllen.

Aus einer kleinen Stille, einem beredten Schweigen, das Menschen mehr eint und verbindet, als der große Aufwand vieler Worte, löst sich Blandines Frage:

„Und was sagt Mynheer van Helst in Amsterdam dazu?

„Viel. Sehr viel, wenn man Ohm Hendryks wortkarge Verschlossenheit bedenkt. Hier, lesen Sie selbst das längste Handschreiben, zu dem er sich je aufgeschwungen hat." Damit reicht er Blandine ein Briefblatt, das mit des Holländers altmodisch-verschnörkelten, aber energischen Schriftzügen bedeckt ist, die auch einem Nichtgraphologen auf den ersten Blick Charakteristisches der Persönlichkeit des Schreibers verraten, und das ohne Anrede beginnt:

„Alle Achtung, mein Junge, Du machst Deine Sache wirklich gut. Erweist Dich als echter Vertreter Deiner Nation, die schon immer meine besondere Achtung und Anteilnahme besaß. Bist ein deutscher Kerl von echtem Schrot und Korn. Diese Auffrischung hat unserem trägen Phlegma hier sehr gut getan. Du hast mein Vertrauen auch jetzt wieder reich belohnt und meinem Alter neben dieser Freude auch die Beruhigung gegeben, daß meinem Lebenswerk eine würdige Nachfolgeschaft gesichert ist. Dazu mußt Du freilich noch etwas tun: Die kleine Hauptsache: eine Familie gründen. Sentimentalitäten liegen mir nicht. Ebensowenig lange Umschweife oder große Worte. Heirate! Und möglichst bald! Das wird ebenso gut für Dich sein, wie es wichtig für unser Handelshaus ist. Überdies möchte ich noch Großvaterfreuden erleben wollen. Also, halte Dich 'ran; denn es hat immerhin schon an die achtzig auf dem Buckel

Dein Dir sehr wohl gesinnter Ohm

Hendryk."

Lächelnd faltet Blandine den Büttenbogen zusammen.

„Eine prachtvolle Mischung von Kopf und Herz, der alte Herr."

„Das kann man wohl sagen. Und wir lieben einander ganz gewaltig. Auf echt Helst-Helbingsche Art."

„Dann werden Sie Ihrem Onkel doch sicherlich sowohl als auch erst recht gehorchen?!"

„Ach, Frau Blandine, man befolgt die Wünsche anderer um so lieber, je mehr sie mit den eigenen übereinstimmen."

„Das heißt also, Freund Helbing . . .?"

„Noch gar nichts, Frau Blandine. Weil zum Heiraten bekanntlich zwei gehören. Zwei, die nicht Onkel und Neffe sind, sondern Mann und Frau."

„Ich verstehe. Von diesen beiden Partnern wäre aber der eine schon da. Der Mann. Handelt sich's also nur noch um die Frau, nicht wahr?"

Helbing bejaht stumm.

„Und diese Frau soll . . ." Blandine zaudert, vom Blick des Mannes irgendwie beunruhigt.

„Sie soll mich nur lieben, wie ich sie liebe," vollendet Helbing heftig und rasch. „Ich weiß nicht, ob das eine große Bedingung genannt werden kann, oder eine kleine; eine schwere oder eine leichte; eine besondere oder eine selbstverständliche. Gleichviel, ich kann nur auf dieser Basis eine Ehe aufbauen, die für mich heiligste Gemeinschaft bedeutet."

Blandine erblaßt. Und so jäh wandelt sich ihr Gesichtsausdruck in abgründigen Gram, daß der Mann zutiefst erschrickt. Ein Flehen zittert in seiner Stimme, als er bittet:

„Liebe, liebe Frau Blandine. Sie dürfen mich jetzt nicht mißverstehen, gerade jetzt nicht, weil . . ."

„Haben Sie keine Angst", unterbricht sie ihn mit freundlicher Bestimmtheit. „Ich gebe Ihnen vollkommen recht. Und ich wünsche, daß Ihnen das Schicksal gnädig sein und Sie nie zwingen möge, einen bittern Verzicht zu leisten oder ein Kompromiß zu schließen, bei dem Sie Ihr Herzblut opfern. Im allgemeinen nämlich sind Gefühle nicht von Dogmen zu meistern."

„Blandine . . . lassen Sie sich sagen . . . wenn Sie wüßten . . ."

„Ich weiß genug — will nicht mehr wissen," wehrt sie ab, mit einer Endgülttgkeit, vor der er sich bescheidet. Sich bescheidet mit der ganzen, wirren Ungelöstheit seiner Empfindungen, die schmerzhafter denn je seine Seele bedrücken.

Aber ein weniges von dieser Last nimmt ihm Blandine nun doch ab, als sie, seinen gesenkten Blick in ihr Auge zwingend, Wärme in der schwingenden Stimme, sagt:

„Diese gute harmonische Stunde hier darf nicht mit einem Mißklang enden. Ich könnte es nicht ertragen."

Helbing unterdrückt den Ausbruch seiner Leidenschaft, unterdrückt die heiße Entgegnung, die sich ihm auf die Lippen drängt. Er neigt den Kopf. Es ist das bedingungslose „Ja", mit dem er sich der Frau verschreibt, die zu seines Lebens Inhalt wurde.

Blandine freut sich dieser wortlosen Zustimmung, ohne zu ahnen, wofür sie Symbol ist.

*

Die heftige Art, mit der Bankier Lorenz in seiner Kaffeetasse rührt, verrät seiner Schwester, daß er ihr etwas sagen will, wofür er augenblicklich vergebens die richtige Ausdrucksform sucht.

Nach einigem Räuspern entschließt sich der Bankier endlich zu der Bemerkung:

„Die Geschäftsverbindung mit diesem Helbing ist ein ganz großer Treffer für mich."

„Das überrascht mich keineswegs," entgegnet Edith. „Dagegen wundere ich mich, daß du mit dieser, an sich sehr erfreulichen Tatsache von etwas ganz anderem sprichst als

von dem, was dich augenblicklich beschäftigt, um nicht zu sagen, was dir schwer auf der Seele liegt."

„Na, wenn du es schon weißt, mein kluges Schwesterlein, dann ist ja alles in Ordnung, das heißt, dann wirst du eben alles in Ordnung bringen, nicht wahr?"

„Oh, so einfach ist das nicht. Mach's dir bloß nicht gar zu leicht, mein Lieber. Ich kann es dir nicht ersparen, dich deutlich auszudrücken; das heißt, klipp und klar zu sagen, was du wünschest."

„Unsern lieben Gast loswerden! Je eher, desto besser! Ich habe mir die Geschichte lange genug mit angesehen, aber jetzt hat es bei mir geschnappt!"

„Und warum, wenn ich meine brüderliche Liebe fragen darf?"

„Du darfst, obzwar diese Frage sehr blöd und deiner gar nicht würdig ist. Also, ich habe es satt, eine komische Figur abzugeben, das heißt, mich in eine Rolle drängen zu lassen, die mich dazu stempelt."

„Inwiefern, wenn auch noch diese Frage erlaubt 'st?"

„Insofern, als ich mir von dieser koketten Modepuppe nicht länger in dieser durchsichtig-plumpen Art schöntun lasse. Ein Gastgeber ist leider Verpflichtungen unterworfen. Sonst wüßte ich mir schon zu helfen. Andererseits, wenn nicht eingegriffen wird, blüht mir schließlich noch ein Heiratsantrag der Dame Felicitas. So, jetzt bist du hoffentlich im Bilde."

Da lacht Edith laut und herzlich.

„Mein Gott, Alter schützt sprichwörtlicherweise vor Torheit nicht. Und deine altjüngferliche Schwester will deinem Glück niemals im Wege stehen."

„Sehr verbunden, Fräulein Edith Lorenz. Im übrigen bin ich weder alt, noch ist in Verbindung mit mir das Wort Torheit zu gebrauchen. Und zu schützen weiß ich mich schon selber. Aber die Olgers 'rausschmeißen mußt du, die Hausfrau! Du hast sie ja übrigens auch mitgebracht."

„Das wäre bestimmt nicht geschehen, hätte ich ahnen können, wes Geistes Kind diese entfernte Verwandte von Schwager Walter ist, die sich in Wien so sehr an mich angeschlossen hat und — wie ich erst jetzt richtig beurteilen kann — berechnenderweise diese Einladung herausforderte. Na, hier hat sie sich ja bald entpuppt in ihrer ganzen Glorie."

„Ihr Benehmen gestern in der Oper hat aber allem die Krone aufgesetzt."

„Ja, sie war sehr ungezogen."

„Furchtbar peinlich war's vor Helbing und der Rainer."

„Daß sie Helbing äußerst unsympathisch ist, habe ich längst bemerkt, natürlich ohne daß er je das Geringste hätte verlauten lassen."

„Hat schon einen gesunden Instinkt, der Mann."

„Sicher. Aber seit gestern glaube ich, daß da noch etwas von früher mitspielt. Nicht direkt zwischen ihr und Helbing, wohl aber zwischen ihr und Rainer, aus der Zeit vor dessen Unglück. Und Helbing wird wohl darum wissen und ihr deswegen feind sein."

„Na, dann ist es ja erst recht höchste Zeit, daß sie verduftet."

„Stimmt. Aber so ganz unvermittelt ihr den Stuhl vor die Tür setzen, das kann ich nicht, wenngleich sie es nicht besser verdient hätte. Aber ich muß Rücksichten auf die Wiener nehmen, die ja auch nichts dafür können, daß Felicitas so eine kleine Bestie ist und sich unter ihrer blendenden Fassade allerhand Niedertracht verbirgt."

„Klar. Aber 'raus muß sie, die faule Trine, die jede Stunde des Tages, da sie sich weder umkleiden, noch Herzen brechen oder einem andern Sport frönen kann, verschläft."

Der Bankier weiß nicht, daß Felicitas heute ausnahmsweise sogar ziemlich zeitig aufgestanden ist und, obzwar sie sich dem Geschwisterpaar noch nicht gezeigt, bereits allerhand „geleistet" hat.

Zuerst hat sie an Bernd Rainer geschrieben. Ein kurzes Briefchen, so herzlich-harmlos und unverfänglich, daß die Pflegeschwester dem Genesenden diesen Glückwunsch zu seiner Heilung ohne weiteres vorlesen kann. Was voll Durchtriebenheit zwischen den Zeilen steht und lockt, wird der Mann, dessen bedingungsloser Leidenschaft sie sicher zu sein glaubt, schon verstehen und so den Gruß, den sie als erste ihm in seinem neuen Leben bietet, richtig deuten.

Der Mensch muß immer und überall sein Eigentumsrecht rechtzeitig verkünden, denkt sie weiter und stellt eine Telephonverbindung mit Blandine Rainer her.

„Ach, Frau Doktor", flötet sie nach Meldung und Begrüßung mit ihrer falschen Liebenswürdigkeit in die Muschel, „ich will Sie natürlich nicht lange stören. Ich weiß ja wie kostbar Ihre Zeit ist."

„Aber bitte," macht Blandine sich auf einen Hieb gefaßt.

Und da kommt er auch schon und trifft sie wie ein Peitschenschlag.

„Ich wollte mich nur vergewissern, ob Post für Bernd, die einfach an die Klinik Fechner in Hamburg adressiert ist, meinen lieben alten Freund auch verläßlich erreicht?"

„Bestimmt. Die Klinik Fechner ist bekannt genug. Aber wenn Sie ganz sicher gehen wollen, setzen Sie der Anschrift noch hinzu: Harvestehuder Weg 19 . . . jawohl 19 . . ."

„Vielen Dank! Ich habe Bernd nämlich eben geschrieben. Und mir liegt begreiflicherweise daran, daß er auch sicher erfährt, welchen Anteil ich an seiner Genesung nehme."

„Mein Mann wird sich gewiß sehr darüber freuen."

Eine solche Antwort hat Felicitas zuletzt erwartet. Ihren Ärger darüber verrät der Kreischton, darin ihre Flötenstimme umschlägt, als sie erwidert:

„Sie haben es erraten, Frau Doktor, ohne natürlich wissen zu können, was ich seinem Leben bedeute, sofern es nämlich ein wirkliches Leben ist, und nicht ein Vegetieren wie in den letzten Jahren . . . Bernd und ich . . . ach, wenn dieses Unglück nicht gekommen wäre . . .! Ich konnte mich nachher nicht entschließen, zu heiraten. Auch dann nicht, als Sie seine Frau wurden. Und nur um den Heiratsanträgen zu entgehen, die von allen Seiten auf mich einstürmten und mich bedrängten, bin ich von Wien hierher geflohen zu den Lorenzens, die mich schon lange dringend eingeladen hatten. Und gerade da geschiehtda s Wunder an Bernd . . . Entschuldigen Sie meine Redseligkeit, Frau Doktor, aber Sie werden begreifen, von Frau zu Frau gesprochen . . ."

„Selbstverständlich, Fräulein Olgers. Bedauerlicherweise ruft mich aber jetzt meine Berufspflicht. Ein Mandant brennt darauf, in seiner Ehescheidungsangelegenheit als Mann zum Mann mit mir zu sprechen. Sie wollen also freundlichst entschuldigen. wenn ich unser Gespräch jetzt beenden muß. Auf ein andermal. Guten Tag."

„Guten Tag", sagt Felicitas mechanisch. Dann läßt sie ihre Wut an dem Telephonhörer aus, den sie heftig in die Gabel wirft. Daß „das kleine blonde Nichts", wie sie Blandine zu bezeichnen pflegt, ihre Anspielungen so pariert hat, versetzt sie in den unbändigen Zorn verletzter Eitelkeit.

Dann aber meldet sich ihre kühle, rechnerische Vernunft zu Wort, mit der sie leidenschaftlos Menschen und Dinge aus ihrem Gesichtswinkel betrachtet und nach ihrem Maß einschätzt.

Wahrscheinlich liebelt diese Blandine bereits feste mit Helbing, der ja vernarrt in sie ist und ihr geldlich wohl noch mehr bieten kann als Bernd. Wenn sie mir ihren Platz als 'Frau Doktor Rainer kampflos räumt, ist es um so besser. Ein einfacher Damenwechsel — changez les dames — ohne besonderes Aufheben, das ja an sich gar nicht wünschenswert ist. Bernd ist ja immer sehr etepetete und jedem Staubaufwirbeln abhold gewesen. Bei den Rainers hat wohl auch noch niemals der leiseste Schatten den Glanz des alten Namens verdunkelt. Na, meinethalben. Ist ja auch was Schönes, wenn es einem so in den Schoß fällt. Anstrengen würde ich mich ja darum gerade nicht.

Während dieser Überlegungen hat sie mattgelben Puder über ihr Gesicht gestäubt, die Lippen ein wenig nachgefärbt und eine dunkelrote Rose am Ausschnitt ihres weißen Kleides befestigt. Einen modernen Schlager trällernd und sich nach dessen Rhythmus leicht in den Hüften wiegend, verläßt sie das Zimmer. —

Indes hockt Blandine in sich versunken auf ihrem Arbeitsplatz und starrt mit dem verstört-aufgerührten Blick ausweglofer Angst auf den schwarzen kleinen unschuldig-schuldigen Telephonapparat auf dem Schreibtisch. Die ganze Kraft der Selbstbeherrschung hat sie aufbieten müssen, um dem standzuhalten, womit Felicitas sie im Innersten getroffen. Sie hat sich nicht verraten, hat sich in der Gewalt behalten bis zum Schluß. Jetzt aber ist sie fertig, unfähig, erledigt. Jetzt ist die Reaktion da. Ein gurgelndes Stöhnen drängt sich über ihre blutleeren Lippen. Der Kopf sinkt in den Nacken. Wie Elfenbein schimmert das schmale, in müdem Schmerz verlorene Gesicht, darüber ein zitternder Strahl jener Sonne huscht, die seit Menschengedenken allen leuchtet. Den Gerechten, wie den Ungerechten auf dieser Welt . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Pechvogel.

Erzählung von **Bruno Goetz.**

Als ich kürzlich mit einigen alten Bekannten beim Wein saß, kamen wir auf jene unerklärlichen und sinnlosen Zufälle zu sprechen, die zuweilen mit uns und unserem bewußten Wollen und Planen Fangball zu spielen scheinen und sich überdies bei jedem einzelnen auf eine nur ihm eigene typische Art und Weise zu wiederholen pflegen. Wir machten dabei die nicht sehr originelle Feststellung, daß es geborene Glückspilze und geborene Pechvögel gebe.

„Aberglaube!" widersprach der kleine, dürre Notar Alfred Bulte und verzog spöttisch sein lederfarbenes Gesicht mit der spitzen Nase und dem vorstoßenden Kinn, „ich habe in meinem ganzen Leben weder Glück noch Unglück gehabt. Alles ist Wille und Ausdauer. Wenn ihr von Zufall sprecht, so wollt ihr nur eure Faulheit beschönigen oder eure Verdienste heuchlerisch verleugnen."

Alexander Mahr, „der Gewaltige" genannt, schüttelte sein ergrautes Zeushaupt und streifte den kleinen Notar mit einem mitleidigen Blick. „Armes Würstchen!" stieß er hervor, „was weißt du von der Gnade und dem Zorn der Götter? Du hast immer nur das Vernünftige und Erreichbare angestrebt."

„Alles andere ist Kraftvergeudung", verteidigte sich Bulte „Zorn der Götter? Dagegen weiß ich mich aus eigener Kraft zu schützen. Und von ihrer Gnade etwas anzunehmen, dazu bin ich mir zu gut. Ich verzichte."

„Da hast du für deine Person recht", stimmte Mahr ihm zu, „Menschen wie du werden vom Schicksal gemeinhin verschmäht, im Guten wie im Bösen, so oder so. Aber Richard zum Beispiel? Erinnert ihr euch an Richard? Kann man da noch von Verdienst oder von Faulheit reden? Ist bei ihm nicht alles Zufall gewesen?"

„Meinst du Richard Wolters?" fragte ich, „der ist doch damals in Lissabon auf eine rätselhafte Weise verunglückt."

„Ich habe dieser Geschichte nachgeforscht", antwortete Mahr, „erstens, weil ich Richard sehr gern gehabt habe, und zweitens, weil mir noch nie so ein Pechvogel begegnet ist."

„Erzählen! Erzählen!" riefen wir von allen Seiten.

„Gleich das erstemal, als er mich besuchte", begann Mahr, „geschah folgendes: Wir saßen in meinem Atelier. Richard hatte auf einem etwas schadhaften Korbsessel Platz genommen und sich dabei an einem vorstehenden Nagel die neue Hose aufgerissen. Er machte gute Miene zum bösen Spiel, und wir waren bald in ein Gespräch über ein umstrittenes Tempo in der siebenten Beethoven-Symphonie vertieft. Auf dem Büchergestell, unter dem er saß, war eine Gipsmaske aufgestellt. Hinter der Maske schnurrte mein alter Kater auf seinem gewohnten Platz. Weiß der Himmel, was das Tier erschreckt haben mochte — jedenfalls machte es plötzlich eine heftige Bewegung und stieß dabei an die Maske. Sie schwankte, fiel und zersplitterte an Richards Schädel. Er saß leichenblaß da und stammelte nur: „Schnell einen Schnaps!" Schon hatte er eine Flasche ergriffen, sich ein Glas eingeschenkt und es geleert. Im nächsten Augenblick sprang er wie gestochen auf und spukte nach allen Richtungen aus. Es war die Brennspiritusflasche gewesen, die er erwischt hatte; ich hatte sie, da ich Tee bereiten wollte, neben die Schnapsflaschen auf das kleine Tischchen gestellt, das zwischen uns stand. So begann unsere Freundschaft."

Wir mußten laut lachen. Mahr nahm einen Schluck und fuhr fort: „Daß er ein großer Künstler war, wißt ihr. Wenn er zu geigen begann, waren wir alle verzaubert. Ich kann heute noch keinen anderen Geiger hören. Er steckte auch die Berühmtesten in die Tasche. Trotzdem blieb er jahrelang völlig unbekannt. Zum Konzertgeben gehört für einen unbekannten Künstler zunächst einmal Geld. Und er hatte keins. Daß es ihm, bei seinem bekannten Pech, nicht möglich war, sich welches zu verschaffen, versteht sich von selbst. Schließlich gelang es mir, einen Berliner Konzertagenten zu bereden. Richard sollte im Beethovensaal spielen. Ich hatte in der Gesellschaft den nötigen Tamtam gemacht. Das Konzert war gut besucht. Von den ersten Takten an riß er das Publikum hin. Da platzten ihm mitten in der Teufelstrillersonate zwei Saiten. Und die Reservesaiten staken natürlich in den Taschen seines alten Fracks, für das Konzert hatte er sich einen neuen Frack bauen lassen. Das Konzert mußte abgebrochen werden. Es hat zwei Jahre gedauert, bis er wieder auftreten konnte."

Februar.

Bauer, siehst du dein schlafendes Feld?
Sieh', es atmet auch unter eisiger Decke.
Weiß steht die Weide am Bach.
Tief träumt die Hecke.
Bauer, hast du dein Herz gut bestellt?
Laß es nicht schlafen! Halt' es bereit!
Daß es den Tag nicht versäume, wenn in das Dampfen
Aufgebrochener Schollen
Die Pferde stampfen.
Groß sind die Dinge kommender Zeit.

Peter Burlach.

„Das ist kein Pech!" warf der kleine Notar eigensinnig ein. „Das ist Ungeschicklichkeit oder Nachlässigkeit."

„Nenne es, wie du willst!" erwiderte Mahr, „immerhin sind diese Häufungen bemerkenswert. Was sagst du aber zur Geschichte mit seiner Köchin? Er sitzt spät nachts allein in seiner Bibliothek und liest. Seine Frau war schon lange schlafen gegangen. Da hört er in der benachbarten Küche ein Geräusch. Sollten es Einbrecher sein? Aufgeregt greift er zu seinem Revolver, den er noch nie in seinem Leben benutzt hatte, aber immer bei sich trug, dreht das Licht ab, schleicht zur Küchentür, öffnet sie lautlos und vernimmt von neuem tappende Schritte. Er ruft: „Halt! Wer da?" Und da er keine Antwort bekommt, knallt er mit dem Revolver in die Richtung der verdächtigen Schritte. Ein schriller Aufschrei. Er macht Licht. Und sieht seine Köchin pudelnackt in ihrem Blut liegen. Er taumelt zurück, will ihr zu Hilfe eilen, stolpert über einen Stuhl und bricht sich das Bein. Glücklicherweise hatte er die Köchin nur in die Wade getroffen. Ihr Umhertappen in der Küche war darauf zurückzuführen, daß sie durstig aufgewacht war und sich, noch schlaftrunken, in die Küche begeben hatte, um ein Glas Wasser zu holen; nackt, wie sie war, hatte sie sich geschämt, auf Richards Anruf zu antworten. Wie er und sein unbekleidetes Opfer hilflos daliegen, wird die Tür aufgerissen — und Richards junge, sehr eifersüchtige Frau erblickt die Bescherung . . . Das konnte nur ihm geschehen.

Schweigen wir davon, daß er, als er Autofahren gelernt und sich einen neuen Wagen gekauft hatte, gleich bei den ersten hundert Metern gegen einen Baum fuhr und monatelang im Krankenhaus liegen mußte. Ich will noch von seinem Ende erzählen. Das war das Tollste. Endlich war das große Glück zu ihm gekommen: er war als Direktor an die Lissaboner Musikhochschule berufen worden und feierte auch als Geiger und Dirigent verdiente Triumphe. Er wohnte in einer schönen Villa außerhalb der Stadt und hatte sich mit dem Besitzer der benachbarten Villa, einem jungen Frauenarzt, angefreundet. Dieser Arzt sah ihm zufällig sehr ähnlich, war aber, im Gegensatz zu Richard, der nie eine andere Frau außer seiner eigenen auch nur anschaute, in der ganzen Stadt als Don Juan bekannt. Oft geschah es, daß der neue Freund Richard abends mit seinem Wagen aus der Hochschule abholte, um mit ihm gemeinsam nach Hause zu fahren. Wie sie beide nun einmal so durch die Dunkelheit dahinfuhren und an einer Straßenkreuzung aufgehalten wurden, trat ein Frauenzimmer an den Wagen und schoß Richard kurzerhand nieder. Der Schuß hatte eigentlich dem Arzt gegolten, der mit der Dame ein galantes Abenteuer gehabt hatte. Sie hatte die beiden verwechselt."

*

Er verstummte und schaute vor sich hin. Auch wir schwiegen. Nur der kleine Notar machte ein verstocktes Gesicht.

„Ist das nun Schicksal oder nicht," nahm Mahr nach einer kleinen Weile wieder das Wort. „Ist es Zufall oder nicht? Ist es sinnvoll oder sinnlos? Ich kann mir keinen Reim darauf machen. Am wahrscheinlichsten ist noch die Annahme, daß die Götter mit uns spielen . . ."

„Unsinn!" begehrte der Notar auf, „laßt mich mit eurer Mystik in Ruhe! Schicksal! Man hält sein Schicksal selbst in der Hand. Mir wäre so etwas nie passiert. Ich . . ."

Er kam nicht weiter. Denn im selben Augenblick wurde er vom Schäferhund, der unter unserem Tisch saß, ins Bein gebissen. Er war ihm versehentlich auf den Schwanz getreten.

Abschied im Fasching.

Kleiner Brief von J. H. Rösler.

„Geliebte, schöne Frau“, schrieb er ihr, „nehmen Sie diese Blumen, die ich Ihnen heute schicke, als Dank für den gestrigen Abend und zugleich als meinen Abschiedsgruß. Ich danke Ihnen, daß Sie mir gestatteten, Sie auf den Ball der Gesandtschaft zu führen. Wie freute ich mich, als Sie mich gestern anriefen und mir sagten, Sie hätten sich für diesen Abend freigemacht! Ich ließ meine Arbeit liegen, die gerade an diesem Tage vor einem wichtigen Abschluß stand, und eilte in die Stadt, ein Kostüm zu finden, das Ihrer Begleitung würdig war. Ich machte das Unmögliche möglich und ließ mir in den wenigen Stunden des Nachmittags jenes Gewand arbeiten, das am Abend als das schönste Kostüm preisgekrönt wurde. Ich tat es nicht wegen mir, denn über diese kleinen Eitelkeiten des Tages bin ich in meinen Jahren weit hinweg, ich wählte das schönste Kostüm für die schönste Frau des Festes.

Was es für einen Mann bedeutet, vier Stunden bei seinem Schneider auszuharren, kann eine Frau nie ermessen, der ein Gang zur Schneiderin immer Freude bereitet. Ich verabscheue Spiegel, und an diesem Tag sah ich mich vier Stunden im Spiegel. Ich empfand das Lächerliche meines Tuns erst viel später, als Sie am Abend meinem Kostüm keinen Blick schenkten und mich viermal fragten, was ich zu Ihrem Kleid sage. Ich kränkte mich ein wenig darüber, vielleicht war es dumm, ich bin nicht so erfahren in Balldingen wie Sie. Sie hatten ja alle Feste des Faschings mitgemacht, Sie sprachen den ganzen Abend davon, auf welchen Bällen Sie waren, Sie sprachen von Ihren Kleidern, die Sie trugen, von den Männern, mit denen Sie tanzten, und wie gut Sie sich überall unterhalten hätten. Sie sprachen so oft und so lange davon, daß ich unsicher wurde durch die Frage, die ich mir immer wieder stellte, ob Sie sich auch heute mit mir gut unterhalten würden.

Ich versuchte alles, Ihnen diesen Abend so schön zu gestalten, daß Sie wenigstens während dieses Balles die anderen Bälle vergessen würden. Aber die Möglichkeiten hierzu waren bald erschöpft, Sie sahen in mir nur den Mann, der Sie zum Feste führte, und meine Aufgabe lag in diesen engen Grenzen. Wir tanzten jeden Tanz zusammen, und Sie sahen mich mit einem Blick an, der verwundert schien, daß ich nicht müde wurde, zu tanzen. Sie sprachen mir sogar darüber ein Lob aus. Ich hatte mir noch nie überlegt, ob ich ein guter und ausdauernder Tänzer sei, ich legte auch keinen Wert darauf, da ich glaubte, es wäre für einen Mann in den Augen der geliebten Frau nicht das Wichtigste. Aber Sie wiesen mir meinen Platz in der Reihe der guten Tänzer zu. Als dann die Mitternacht kam, traf das Flugzeug mit den für Sie bestellten Orchideen ein, die ich Ihnen schenken durfte. Sie fanden diese Idee so nett, daß Sie mir gestatteten, Sie zu küssen. „Welch ein origineller Einfall!“ sagten Sie, und ich schämte mich der Originalität meines Einfalls, der gar kein Einfall war, sondern einfach der Wunsch, Ihnen eine Freude zu machen.

Es machte dann nicht mehr viel aus, daß Sie beim Heimgehen vergaßen, die Blumen mitzunehmen und sich erst im Wagen daran erinnerten, ganz flüchtig, und lachten, wie zerstreut Sie seien. Sie sagten sogar: „Ich habe Ihnen wohl zu tief in die Augen gesehen, daß ich die Blumen nicht sehen konnte.“ Aber ich hatte das Empfinden, daß Sie diesen Satz wohl schon einmal gesagt haben mußten und dachte plötzlich daran, daß Sie jede Nacht des Faschings auf einer Heimfahrt von einem Ball waren und daß es für Sie nicht so einmalig wie für mich war, die Hand eines anderen in der eigenen zu spüren. Und als Sie gutgelaunt aus dem Wagen stiegen, die lange Schleppe des Kleides geschickt raffend, mußte ich daran denken, daß es wohl in dieser Stunde auch Frauen gab, die nicht mehr auf ihr Kleid achteten und traurig waren, daß der Abend zu Ende war. Aber für Sie begann ja in der Minute des Abschieds bereits ein neuer Faschingstag.

Und darum sollen diese Blumen Ihnen noch einmal danken für Ihre gute Laune und Ihre Schönheit, und sie sollen Ihnen zugleich sagen, daß ich diese Stadt auf ein Jahr verlassen habe. Ich werde zum nächsten Fasching hier sein und Sie wieder zum Ball der Gesandtschaft einladen. Vielleicht werden Sie mir dann antworten: „Warum bist Du weggefahren? Du hast mich damals falsch verstanden.“ Aber ich muß abreisen, damit Du mich richtig verstehst, geliebte, schöne Frau. Denn ich bin nicht geschickt genug, die Feste zu feiern, wie sie fallen — aber ich bin stark genug, Dich glücklich zu machen. Wenn Du es willst und wenn der Fasching für Dich vorbei ist. Denn ich liebe Dich und weiß, daß Du auch andere Kleider im Schrank hängen hast als die bunten Fastnachthüllen.

Der Mann, mit dem Du gestern tanztest.“

 **Lustige Ecke** 

Gut eingeteilt.

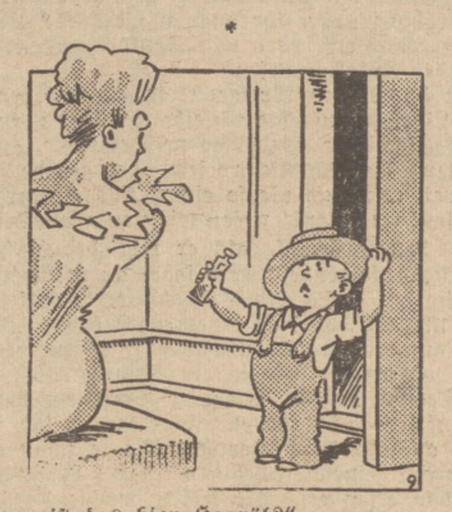
Müller: „Wie verteilen sich eigentlich Ihre Ausgaben?“

Lehmann: „Ich brauche 60 Prozent für den Unterhalt, 25 Prozent für Garderobe, 20 Prozent für Kino und Theater und 25 Prozent für Wohnungsmiete.“

Müller: „Ja, aber da kommen ja 120 Prozent heraus.“

Lehmann: „Ja, leider, das ist ja die Geschichte.“

*



„Mama, ist das hier Haaröl?“

„Nein, mein Kind, das ist Leim!“

„Leim? Ach, deshalb kriege ich wohl den Hut nicht runter!“

*



„Nun kommt „67“, dem werde ich einen Ball direkt in die Visage pflanzen!“

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.